

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 73 (1964)
Heft: 5

Artikel: Als Rotkreuzspitalhelferin in Sumiswald
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974915>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hilfe gemeldet haben. Wir wissen allerdings, dass unter unsern Rotkreuzspitalhelferinnen sehr viele Frauen durch ihre Arbeit als Hausfrau und Mutter zu stark beansprucht sind, als dass sie sich dem Rotkreuzdienst zur Verfügung stellen könnten. Dennoch ist es dringend notwendig, dass unter den Rotkreuzspitalhelferinnen intensiv und mit allen Mitteln für die freiwillige Sanitätshilfe geworben wird. Das fehlende Personal muss rekrutiert werden, ehe es zu spät ist.

Laienkrankenpflege und Zivilschutz

Ein weiteres Gebiet, in dem der Laienkrankenpflege für die Zukunft grosse Aufgaben erwachsen, ist der Zivilschutz.

Der Zivilschutz wird nur eine relativ kleine Zahl von diplomierten Krankenschwestern für seine Zwecke beanspruchen können: Somit ist er in hohem Masse auf die Laienkrankenpflege angewiesen. Im Rahmen des Zivilschutzes werden einerseits jene zum Einsatz gelangen, die in Kameradenhilfe oder als Samariter mit Spezialkenntnissen ausgebildet sind, und andererseits eigentliches Hilfspflegepersonal. Für die ersteren wird wohl der Samariterbund die Ausbildung übernehmen, während für die zweite Gruppe, das Hilfspflegepersonal, wahrscheinlich eine Ausbildung nach Art der Rotkreuzspitalhelferinnen in Frage kommt.

Der Zivilschutz ist in unserem Lande erst im Aufbau begriffen. Die Aufteilung der Ausbildungsaufgaben ist zurzeit noch nicht definitiv festgelegt, und über die erforderliche Zahl von ausgebildeten Hilfspflegekräften wissen wir heute noch nichts Bestimmtes. Sicher wird sie gross sein, und wir müssen darum alles daran setzen, rechtzeitig genügend Kräfte zu finden und zu schulen, damit wir den uns gestellten Anforderungen gerecht werden. Die Zahl der Ausgebildeten muss wesentlich höher sein als die Zahl der im Ernstfall benötigten Hilfskräfte; denn man muss stets damit rechnen, dass im Bedarfsfall aus verschiedenen Gründen ein Teil von ihnen ausfällt. Es harren unser also auch im Bereich des Zivilschutzes grosse Aufgaben.

Nur wenn es gelingt, neben der beruflichen Krankenpflege auch die Laienkrankenpflege wesentlich zu fördern, wird es möglich sein, die heute überlasteten Spitäler durch vermehrte häusliche Pflege der Patienten zu entlasten, im Fall von Katastrophen irgendwelcher Art genügend Hilfspflegepersonal zur Verfügung zu stellen, dem Rotkreuzdienst die dringend benötigten Kräfte zu beschaffen und auch für den Zivilschutz das Hilfspflegepersonal bereitzustellen. Nur Berufs- und Laienkrankenpflege zusammen werden imstande sein, alle Aufgaben zu bewältigen.

ALS ROTKREUZSPITALHELFERIN IN SUMISWALD

Eine Rotkreuzspitalhelferin im Praktikum

Das Spital liegt leicht erhöht und bietet eine prächtige Sicht auf die umliegenden Felder und Wälder. Vom Bahnhof herauf zieht sich die in vollem Kerzenschmuck prangende Kastanienallee. In den gepflegten Gärten blüht es weiss, blau, gelb und violett, die Beete und Hecken quellen von Blumen, auf den Wiesen steht das Gras hoch, als ob es mitten im Sommer wäre.

Das Schwesternhaus des Spitals ist ein praktisch und freundlich eingerichteter Neubau. Mein Zimmer — es trägt die verheissungsvolle Zahl sieben! — liegt zu ebener Erde. Ich bin entzückt von meinem neuen Zuhause! Die hübschen Möbel, die gedämpften Farben der Wände, der Decken, alles mutet so heimelig an. Ein Vorhang trennt das Stübchen von dem winzigen Eingang, wo sich Waschgelegenheit und Kleiderschrank befinden. «Hier könnte ich es lange aushalten!» ist mein erster Gedanke, aber noch hat die

Arbeit ja nicht begonnen. Was wartet meiner? In freudiger Zuversicht, aber auch ein wenig mit Beklemmung trete ich, in die neue hellblaue Uniform gekleidet, die weisse Schürze umgebunden, meinen Dienst an.

Schwester Dora führt mich durch alle Zimmer, um mich mit den Patienten bekanntzumachen, für die ich nun in den nächsten vierzehn Tagen ein wenig mitsorgen soll. Sieben Kranke, meist ältere Frauen und Männer, liegen auf unserer Abteilung. Wie traurig ist oft ihr Los, wie einsam sind sie! Die Kräfte sind geschwunden, Sinne und Glieder schwach und siech geworden, und die zu weit gewordene Haut hängt schlaff über den Knochen. Allerhand Gebrechen haben sich eingestellt, kleinere und grössere Unannehmlichkeiten. Hier und da empfangen sie Besuch, aber wie oft schiebt sich eine Trennungswand zwischen Ge-

sunde und Kranke: Sie haben einander nichts mehr zu sagen. Doch wenn diese Alten auch dem Leben «draussen» gleichgültig gegenüberstehen, so beschäftigen sie sich andererseits sehr rege mit ihrem eigenen Alltag.

Ich putze die Schüsseln, helfe die Betten richten, gehe denen, die aufstehen können, zur Hand beim Ankleiden und verteile das Essen.

Um zwölf Uhr ist Mittagszeit, und die Schwestern versammeln sich in dem hellen, freundlichen Essaal. Kurz darauf soll ich die Abteilung hüten, während Schwester Dora ihre Freistunde hat. Ein Stosseufzer gen Himmel: Hoffentlich geschieht nichts Aussergewöhnliches!

Eine Patientin wird zur Therapie bestellt, und ich begleite sie hinunter in die Therapieräume. Bald darauf ist es auch schon Zeit für die Kaffeestunde: Ich richte den Servierwagen. Doch obwohl Schwester Dora mir genau erklärt hat, wie ich es machen muss, weiss ich auf einmal nicht mehr, wer den Kaffee im Kännchen und wer ihn gleich mit Milch vermischt bekommt, wer sich die Butterbrote selber streichen kann und für wen ich sie fertigmachen muss. Bis alles gerichtet, verteilt und später wieder abgeräumt und abgewaschen ist, verstreicht die Zeit schnell. Besucher kommen und gehen, aber nur ein einziger für «meine» Abteilung. Trotzdem alles ruhig verlaufen ist, fällt mir ein Stein vom Herzen, als Schwester Dora wieder auftaucht.

Jeden Tag verrichte ich die gleiche Arbeit, und manchmal denke ich, wie sehr doch diese Kranken, die zum Teil schon lange hier leben, das Einerlei des Spitalbetriebes empfinden müssen! In unserer Abteilung liegen einige Patienten, die eigentlich gut zu Hause gepflegt werden könnten, wenn sie jemanden hätten, der die einfache Pflege übernehme. Sie wissen, wie froh und dankbar sie sein müssen, hier im Spital die nötige Fürsorge zu finden. Manchmal sind sie launisch. Sie leben halt zu eng beieinander, Tag und Nacht muss eines das andere ertragen. Durch Schmerzen, Schlaflosigkeit und Hoffnungslosigkeit sind sie reizbar geworden und scheinen oft teilnahmslos dahinzuleben. Und doch zeigt ihre Dankbarkeit für eine freundliche Geste, für ein Wort des Bedauerns über allzu schnell verwelkte Blumen, dass ihre Seele nicht stumpf ist, dass man ihnen leicht Freude bereiten kann.

Immer wieder denke ich an «meine» Alten, ich kenne bis jetzt nur sie, und ihr oft trauriges Los lässt mir keine Ruhe.

Im unteren Stockwerk liegt die Kinderabteilung. Im Vorbeigehen sehe ich manchmal die Kleinen zufriedenen im Bettchen spielen. Heute hat eine Patientin eine Torte spendiert — so wechseln auch hier Freude und Leid.

*

Das Telefon läutet: das Essen muss angerichtet werden. Rasch noch einen Blick auf den Servierwagen,

der schon nach dem Frühstück bereitgestellt wurde. Fehlt auch nichts? Rechts der Holzuntersatz, links das Besteck, ein Stoss Suppenteller, Gläser... Halt! Wo ist der Schnabelbecher für unseren alten Patienten, der kaum noch essen kann, dafür aber gern ein wenig Flüssigkeit zu sich nimmt?

Die Medikamente sind auf einem Tablett geordnet, und daneben liegt, sauber in eine Cellophanhülle verpackt, der Plan, nach dem sie ausgeteilt werden. Der Name eines jeden Kranken ist dort eingetragen sowie die für ihn bestimmten Arzneien. Hübsch bunt sieht das Tablett aus: In den grünen und roten Schälchen liegen weisse, gelbliche, rosa, blaue, gesprenkelte und sogar zwei- oder dreifarbige Tabletten und Pillen. Das bunte Bild lässt einen fast vergessen, dass es sich um oft recht unangenehm schmeckende Arzneien handelt.

Der Aufzug kommt, und schon heisst es, rasch alles ausräumen und das Essen servieren. Wohl ein Dutzend Töpfe — so kommt es mir vor — werden ausgeladen: die Suppenschüssel, die Kasserollen mit Fleisch, Kartoffeln, Gemüse oder Salat... Da ist noch das Essen für die, die Mühe haben, zu kauen: Kartoffelbrei, Apfelmus, Hackfleisch... Dann der dreistöckige Turm für die Zuckerkrankte, das Essen für die Schwester, die über die Mittagszeit auf der Abteilung bleibt. Hin und wieder kommt noch ein Extragericht hinzu, besonders leichte Kost für irgendeinen Patienten.

Zusammen mit der Suppe wird der Tee ausgeteilt. Ich muss daran denken, dass unsere Diätpatientin ihn ungesüsst bekommt!

Der Servierwagen rollt von Zimmer zu Zimmer, und während die Schwester das Essen schöpft, bringe ich den Kranken die Suppe. Einige von ihnen stehen zum Essen auf, anderen wird ein Krankentisch ans Bett geschoben. Die Kissen müssen hochgestellt und die Servietten umgebunden werden. Bei den «alten Kunden» weiss man ungefähr, was sie essen mögen, wieviel, und was ihnen besonders schmeckt, aber auch hier gibt es immer wieder Unterschiede, je nach Befinden und Wetter.

Eine Patientin hat die rechte Hand gebrochen. Ich muss ihr das Fleisch schneiden, die Kartoffeln und den Salat zerkleinern. In Zimmer fünfzehn liegt ein Mann mit Knieverletzung. Er hat einen unwahrscheinlichen Appetit und kann jede Menge bewältigen. Sein Zimmergenosse dagegen isst nur sehr wenig. Schmerzen quälen ihn und machen ihn zuweilen rasend. Heute morgen schrie er und tobte, weil die Schmerzen fast nicht mehr zu ertragen waren.

Kaum haben wir allen das Essen gebracht, müssen wir nochmals die Runde machen. Dieser oder jener wünscht eine zweite Portion. Und dann kommt unsere Privatpatientin an die Reihe, eine zweiundneunzigjährige Pensionärin. Sie sieht schlecht, und das Deckchen auf ihrem Tablett weist am Abend eine reliefartige Landschaftsmalerei von Essensresten auf. Kurz nach ihrer Einlieferung ins Spital bekam sie zur Kaffee-

zeit Besuch von ihrem Urenkel. Später flüsterte sie mir zu: «Nicht wahr, ich habe ihm doch etwas von meinem Zvieri geben dürfen?» Ich habe sie im Verdacht, dass sie im Hinblick auf etwaige Besucher jeweils das Dessert oder doch einen Teil davon stehen lässt, während sie uns erklärt, sie wolle es später nehmen.

Nach dem Essen wird das Geschirr abgeräumt, und ist alles abgewaschen und versorgt, so ist es auch schon wieder an der Zeit, den Wagen für die nächste Mahlzeit vorzubereiten. Alles muss frühzeitig gerichtet sein, man weiss ja nie, ob nicht irgendeine dringende Arbeit oder ein unerwarteter Eintritt einen zwingt, sich um ganz andere Dinge zu kümmern...

*

Das klingt alles so einfach, so alltäglich, was uns die Rotkreuzspitalhelferin von ihrem Praktikum im Bezirksspital Sumiswald berichtet. Und doch ist das Alltägliche zum Erlebnis geworden, das sie um manche Erfahrung reicher machte, das ihr die Augen öffnete und sie sehen lehrte, wie auch sie, die Tag für Tag an der Schreibmaschine sitzt, dazu beitragen kann, die Not der Kranken zu lindern.

Keine einzige von jenen, die uns über ihre Arbeit an der Seite der Krankenschwester berichteten, hat ihren Einsatz bereut oder ihn gar als Opfer empfunden.

Wir sahen im letzten Jahr beispielsweise eine Gruppe von Rotkreuzspitalhelferinnen, die auf der Barmelweid Multiple-Sklerose-Kranke betreuten. Ihrem Einsatz war es zu verdanken, dass die Ferienaktion für diese Kranken überhaupt zustande kam. Es waren alte und junge, sie kamen aus dem Welschland oder irgendwo aus der deutschen Schweiz, sie standen im Beruf oder gingen ihren hausfraulichen Pflichten nach. Obwohl es für jede von ihnen ein gerüttelt Mass an Arbeit gab, begegneten wir überall freundlichen und strahlenden Gesichtern. Das heitere Wesen dieser Rotkreuzspitalhelferinnen aber blieb nicht ohne Wirkung auf die Kranken. Es löste hier und dort ein Lächeln aus, wo vielleicht sonst Gleichgültigkeit und Verzagen über die hoffnungslose Krankheit die Züge verfinstert hatten.

Eine andere Rotkreuzspitalhelferin erzählte uns mit strahlenden Augen von ihrem Praktikum im Berner Inselsspital. Wie freundlich waren doch die Schwestern, immer besorgt, dass ihr die Arbeit auch gefalle und nicht zu viel würde, und wie sehr hatte sie es bedauert, dass die vierzehn Tage allzusehr verstrichen!

Wie wichtig es ist, dass man in einem Kriegsfall, beim Ausbruch einer Katastrophe oder einer Epidemie die Rotkreuzspitalhelferinnen einsetzen kann, damit sie der diplomierten Schwester bei allen einfachen Handreichungen helfen, zeigt ein kleines Beispiel:

Im vergangenen Winter war in einem Altersheim im Kanton Luzern eine Infektionskrankheit ausgebrochen.

Das Pflegepersonal und zwei Insassen einer Abteilung des Heims wurden krank. Wer sollte nun die alten und zum Teil gebrechlichen Menschen pflegen? Eine Klosterfrau, die sonst als Schulschwester in einer Krankenpflegeschule arbeitete, und eine weitere Krankenschwester stellten sich zur Verfügung, aber sie allein konnten nicht alle fünfundzwanzig Insassen der Abteilung betreuen. Eine junge Rotkreuzspitalhelferin erklärte sich bereit, einzuspringen. Geben wir jener Schwester das Wort, die mit ihr zusammenarbeitete, und lassen wir sie erzählen, wie sehr sie diese zusätzliche Hilfe zu schätzen wusste:

Miteinander richteten wir die Betten, verteilten das Essen, trösteten hier eine Gelähmte, beruhigten dort einen Aufgeregten. Jedermal, wenn wir das Zimmer verliessen, wuschen wir uns die Hände sehr gründlich in einer desinfizierenden Lösung, eine wichtige Massnahme, die viel Zeit in Anspruch nahm, aber verhindern sollte, dass die Krankheitserreger weitergetragen wurden. Niemand wusste, wie sie in das Pflegeheim eingeschleppt worden waren. Nun musste mit allen Mitteln und besonders peinlicher Sauberkeit eine weitere Verbreitung verhindert werden.

Erstaunlich schnell bildeten wir eine Equipe, Schwester Edeltraud — der Name passte so gut zu der gescheiten, grossgewachsenen und gütigen Schulschwester —, die junge Rotkreuzspitalhelferin und ich. Schon am ersten Abend kannten wir unsere Patienten recht gut. Am nächsten Tag kam eine zweite Rotkreuzspitalhelferin hinzu. Ich hatte noch nie Gelegenheit gehabt, mit diesen neuen freiwilligen Helferinnen zusammenzuarbeiten, und wunderte mich, wie rasch sie erfassten, was sie zu tun hatten, und wie schnell sie spürten, wo sie am besten Hand anlegen konnten.

Wie gross war ihre Erschütterung, als sie eine Patientin sahen, die mit röchelndem Atem, bewusstlos und auf einer Seite gelähmt, im Bett lag. Noch am Abend zuvor hatten sie doch fröhlich mit ihr geplaudert. Das Schwere, dem sie begegneten, spornte sie an, unermüdlich zu helfen. Ihre natürliche Fröhlichkeit half mit, manche Schwierigkeit zu überwinden.

Die Gesundheitsbehörde hatte indessen eine systematische Untersuchung aller Insassen angeordnet. Wie erlöst waren wir, als endlich der Bericht eintraf, dass keine weiteren Personen erkrankt seien.»

Die Rotkreuzspitalhelferin leistet ihre Arbeit ebrenamtlich. Sie gibt oft ihre Ferien und ihre Freizeit hin für den Dienst am Nächsten. Wenn aber jemand, verwundert darüber, dass es einen solchen freiwilligen Einsatz überhaupt gibt in unserer nach materiellen Werten ausgerichteten Zeit, sie fragt, ob ihr das Leben an der Seite der Kranken nicht allzu bedrückend erscheine, nicht zu grosse Opfer verlange, so wird sie ohne zu zögern antworten, dass die Begegnung mit dem kranken Menschen sie den Weg zur Menschlichkeit weist, dass die schlichte Dankbarkeit des Hilfslosen mehr zu geben vermag, als man mit Geld aufwiegen kann, und dass sie ein Segen ist, der unaufhörlich Frucht bringt, weil die Liebe zum Du erwacht, eine Liebe im weitesten, umfassendsten Sinn.